



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Trost, Karl: Wieland und das Humanitätsideal.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Gutbesitzer beklagt, indem er sie auf 300 Millionen Pf. Sterl. schätzt, ein Verlust, welchen er der ausländischen Konkurrenz zuschreibt, aber trocken hinzufügt, das Parlament werde niemals wieder Schutzzölle einführen, und das einzige, was man verlangen könne, sei, daß eine Steuer- und Frachttarifsreform dem ländlichen Grundbesitz etwas zu Hilfe komme.

Daß dem Lande der Bauer fehlt, sieht jeder Engländer ein, und alle Parteien tragen sich mit Plänen, dem Übel abzuhelpfen.

Auch in Deutschland dämmert die Erkenntnis, daß die Latifundienwirtschaft, die eben doch auch bei uns sehr vielfach besteht, ein Krebsgeschaden sei, der nicht nur an der Landwirtschaft nagt, sondern auch unfre Bauernsöhne zur Auswanderung treibt und uns an einer wirksamen Kolonisation im Inlande hindert. Mit Interesse las ich in einem „Zur Reichsfinanzpolitik“ betitelten Aufsatz der Münchner Allgemeinen Zeitung (19. Dezember 1886) folgende Stelle, mit der ich für heute schließen will:

„Das wirksamste Mittel wäre, in den beteiligten Provinzen eine gesteigerte Nachfrage nach deren eignen Erzeugnissen heran zu ziehen. Das ist aber nur möglich durch Steigerung der Bevölkerung, und diese ist mit dem Fortbestande des Großbesitzes unverträglich. Hier ist also die faule Stelle, an welcher die Arznei und, wenn diese nicht hilft, das Messer in Thätigkeit treten muß. Der große Grundbesitz, welcher durch die Gewalt der Eroberung entstanden ist und die wirtschaftliche Seite einer Verfassung darstellt, in welcher eine kleine herrschende Klasse über einer unfreien Landbevölkerung steht, verträgt sich mit unsern gesellschaftlichen, staatlichen und wirtschaftlichen Verhältnissen nicht mehr. Die Aufgabe, denselben in einer Weise aufzulösen, in welcher man den durch Jahrhunderte langen Besitz rechtmäßig gewordenen Eigentümern möglichst wenig wehe thut, tritt sehr ernstlich an uns heran; in England ist sie bereits brennend geworden. Dies sollte zur rechten Zeit erkannt und beherzigt werden, ehe die gebieterische Not gewaltsam zu schmerzenden Maßregeln treibt.“



Wieland und das Humanitätsideal.

Von Karl Trost.



er irgendwie sich zu vergegenwärtigen vermag, aus welcher Beschränkung und Abhängigkeit jeder Art der deutsche Geist im achtzehnten Jahrhundert sich losringen mußte, um zum selbständigen Erfassen der Welt und des Ideals zu gelangen, wird sich immer wieder mit Bewunderung erfüllen für die Folgerichtigkeit und Sicherheit, mit der sich dieses Werk der Befreiung vollzog. In den Schrecken

und Gräueln des dreißigjährigen Krieges hatte der Genius des deutschen Volkes fast das Bewußtsein seiner selbst verloren. Eine kurze Frist, und der Geist eines Leibniz umfaßt wieder die Welt, wenigstens mit dem begrifflichen Gedanken, und dieser Gedanke ist optimistisch, allseitig anregend, aufs praktische gerichtet. Der Geist des Jahrhunderts wendet sich dem Diesseits zu und der Zukunft; die Hoffnung erwacht, und mit ihr das Streben, zu arbeiten und zu genießen. Hiermit ist der Gegensatz ausgesprochen gegen das *Lasciate ogni speranza* des Pessimismus.

Der Pessimismus aber, die Weltverzweiflung, hatte dereinst das Christentum aus sich geboren als die Welterlösung, als den Glauben an die vollzogene Wiedervereinigung des Menschen mit der Gottheit durch Lostrennung desselben vom Dienste des Irdischen, welcher sich darstellte als die Knechtschaft der Sünde. Der Optimismus ist seinem Wesen nach Theodicee. Gott und die Welt erscheinen so, wie sie sich darstellen, als gerechtfertigt. Mit Brodes und Drolinger besingt die neu erwachte deutsche Dichtung die Weisheit des Schöpfers in allen seinen Werken. Sein liebstes Geschöpf ist der Mensch. Dieser mag unvollkommen sein — die Bedingungen, unter denen er in diese beste der möglichen Welten versetzt ist, bringen es so mit sich —, aber er vermag aus der Freiheit des eignen Willens heraus sich der Vollkommenheit zu nähern. Eine Erlösung der Menschheit ist ebenso überflüssig, wie sie als Theorie unbegreiflich wäre; der Mensch erlöst sich selbst mittels seines sittlichen Willens. Die Denkweise des achtzehnten Jahrhunderts kündigt sich an als eine im tiefsten Grunde antichristliche.

Zum Glück für die sittliche Entwicklung unsers Volkes erfolgt die Auseinanderetzung zwischen der alten und neuen Weltanschauung fast nirgends mit der Schärfe eines philosophischen Prinzipienkampfes. Die Weltweisheit wurde zunächst populär und eklektisch; der Theologie gelang es, sich ein aufgeklärtes optimistisches Christentum zurechtzulegen. Der Positivismus der Zeit war wenig geneigt, ein praktisch wünschenswertes Ergebnis einem metaphysischen Bedenken aufzuopfern. Man suchte zum Wahren und Guten zu gelangen, indem man die Extreme vermied. Die Aufklärung war bestrebt, sich auf der Heerstraße der gesunden Vernunft und des gemeinen Menschenverstandes zu halten. Dies gilt selbst für Klopstock, der die höhere Gefühlswelt den Deutschen wieder eroberte. Wenn er seine Zeitgenossen lehrte, seraphisch zu empfinden, so hat er noch viel mehr die Seraphim gezwungen, sich der Empfindungsweise der Zeit anzupassen.

In weit höherm Grade noch trifft die Bemerkung bei Wieland zu, dem die Aufgabe wurde, der durch Pedanterie, Heuchelei und theologische Asketik so sehr verkürzten sinnlichen Seite des Menschen in Literatur und Leben zu ihrem Rechte zu verhelfen.

Wieland war durch Naturanlage und Talent wunderbar vorbereitet, seine geschichtliche Bestimmung zu erfüllen. Von früher Jugend an waren es die

Reize des geschlechtlichen Verhältnisses, welche seiner ganzen Empfindungs- und Anschauungsweise die Färbung gaben. Doch begnügte er sich zumeist mit dem Genuße in der Phantasie. Die Fährlichkeiten, welche mit dem dreiften Zugreifen eines Don Juan verbunden sind, waren nicht nach seinem Geschmack. Zart und doch zäh; altklug, aber stets bereit, sich in jede seinem Naturell zusagende Denk- und Darstellungsform rasch und leicht hineinzufinden; sobald er frei aufzuatmen wagte, voll von Geist und schalkhafter Laune; beseelt von einem rastlosen Triebe zur Betrachtung und Erörterung aller möglichen moral-philosophischen, psychologischen und gesellschaftlichen Probleme — so war er ganz geeignet, ein schriftstellerischer Proteus zu werden innerhalb des Bereiches, worin ihn die Eigentümlichkeit seines Geistes gefangen hielt. Seine häusliche und Schulerziehung war pietistisch gewesen. Aus den vielfachsten Erfahrungen ist bekannt, daß sinnliche Reizbarkeit und Hang zu unklarem Mystizismus in weichen oder zur Weichlichkeit neigenden Seelen sich nicht selten innig vermischen. Die Übergänge Wielands von mystisch-empfindsamer zu sinnlich-lüfterner Darstellungsweise, und umgekehrt, bieten deshalb auch kaum einen Grund zur Verwunderung. Eher könnte man sich wundern, daß Bodmer, der sich als Ersatz für den ungetreuen Klopstock einen andern frommen Sänger zum Hausgenossen wünschte, die deutlichen Spuren des künftigen Wieland, die sich schon in dessen ersten Gedichten verrieten, trotz vorsichtiger Prüfung dennoch verkennen konnte. Da war der Berliner Nicolai klüger, wenn er urteilte: „Wielands Muse ist ein junges Mädchen, das auch, wie die Bodmerische, die Betschwester spielen will, und, der alten Witwe zu gefallen, sich in ein altväterisches Käppchen einhüllt, was ihr gleichwohl nicht kleidet. Sie bemüht sich, eine verständige, erfahrene Miene anzunehmen, unter der ihre jugendliche Unbedachtsamkeit nur zu sehr hervorleuchtet, und es wäre ein merkwürdiges Schauspiel, wenn diese junge Frömmigkeitslehrerin sich wieder in eine muntere Modeschönheit verwandelte.“

In der That sind die scheinbaren Widersprüche in Wielands Leben und Dichten auf das Vorwiegen äußerer Einflüsse in diesem oder jenem Sinne zurückzuführen. Im Grundwesentlichen seiner Weltanschauung ist er sich immer gleich und immer treu geblieben. Sein vorsichtiger Skeptizismus in metaphysischen Fragen überhaupt, sein Festhalten am theistischen Gottesbegriff und an einem relativen Optimismus geben sich schon in Versen kund, die er als achtzehnjähriger Jüngling geschrieben hat in dem Lehrgedicht über die „Natur der Dinge“ I, 151:

Die Welt, die meinem Blick kaum ihre Schale weist,
Erhält sich durch die Macht von einem höchsten Geist;
Sie ist zu schlecht, in sich die Wirklichkeit zu finden,
Zu schön, von ungefähr sich aus dem Nichts zu winden.

Einige Zeilen weiter giebt der Dichter sein bleibendes moralisches Glaubensbekenntnis kurz und bündig:

Du, kluger Epikur, du Freund der Ruh der Seelen,
Du lehrst das echte Gut aus tausend andern wählen.

Die Forderung der Aufklärungsphilosophie, daß das Moralprinzip, als autonomes, in der Vernunft gefunden werden müsse, ist in den ein Jahr später verfaßten „Moralischen Briefen“ ausgesprochen, in deren neuntem es heißt:

Sein bester Lehrer war ein richtiger Verstand,
Der seines Lebens Norm in seinem Busen fand;
Der war sein Genius.

Vom „Anti-Ovid“ an, der im Jahre 1752, dem neunzehnten des Dichters, erschien, findet sich das Hauptthema der Wielandschen Poesie: verständiger Genuß der sinnlichen Liebe, stets in derselben Weise aufgefaßt und mit dem obersten Prinzip des verständigen Lebensgenusses überhaupt in Einklang gebracht. Genieße, aber mit Maß und Geschmack, das ist die Lehre, die in unzähligen Wendungen wiederholt wird. Vor allem ist das Einerlei im Genuß zu vermeiden, da sonst Langeweile, Überdruß und Ekel sich einstellt. Immer neue Formen des Genießens, die mit stets erneutem Reize wirken, werden aber nur gefunden durch Vergeistigung des Genusses. Die Vereinigung des Sinnlichen mit dem Geistigen erfolgt im Schönen:

Zwar der begehrt von uns zu viel,
Der bei lebend'gem Leib uns zu Intelligenzen
Erheben will. Das feinere Gefühl
Des Schönen schwebt in beider Welten Grenzen.

Diese Lehre, zu der Wieland schon im zwanzigsten Lebensjahre gekommen war, klingt bedeutsam an die Schillersche Darstellung des Humanitätsideals an. Freilich ist der Weg, auf dem Schiller zum Ideal gelangt, ein ganz verschiedener. Bei ihm kommt das Ideal aus dem Pflichtgebot des autonomen Willens, und in seinem Sinne ist die Vermählung, welche es mit dem Sinnlichen eingeht, um sich zum schönen Ideal zu gestalten, bestimmt, der Sittlichkeit höheren Reiz zu verleihen, sie den im allgemeinen sinnlich gearteten Seelen der Menschen annehmbarer zu machen. Wieland bleibt ganz auf individual-eudämonistischem Standpunkte stehen; er begründet den Lebensgenuß vorzugsweise auf einen physiologischen Trieb, dem der Mensch doch immer mehr oder weniger unfrei gegenübersteht, und das Schöne hat für ihn wesentlich die Bedeutung, den von jener physiologischen Naturanlage zu erwartenden Genuß feiner und eben damit dauerhafter zu machen, indem durch gleichzeitige Befriedigung des Geschmacks Überdruß und Langeweile ferngehalten werden. Weiterhin werden, wie bei Epikur, Freundschaft und Wohlwollen gegen andre empfohlen, um sich für den Genuß seiner selbst die erforderliche Ruhe des Gemütes und zugleich die Anregung zur Abwechslung im Genuß zu verschaffen. Aber auch hier ist das Maß die oberste Regel. Ihren klassischen Ausdruck hat diese Anschauung

— die Wielandsche Philosophie in nuce — im dritten Buch der „Musarion“ gefunden:

Die Liebe lehrte ihn. Wer lehrt so gut wie sie?
 Auch lernt' er gern und schnell und sonder Müß
 Die reizende Philosophie,
 Die, was Natur und Schicksal uns gewährt,
 Vergnügt genießt und gern den Rest entbehrt;
 Die Dinge dieser Welt gern von der schönen Seite
 Betrachtet, dem Geschick sich unterwürfig macht;
 Nicht wissen will, was alles das bedeute,
 Was Zeus aus Huld in rätselhafter Nacht
 Vor uns verbarg; und auf die guten Leute
 Der untern Welt, so sehr sie Thoren sind,
 Nie böse wird, nur lächerlich sie find't
 Und sich dazu; sie drum nicht minder liebet,
 Den Freuden bedau'rt und nur den Gleichner flieht;
 Nicht stets von Tugend spricht, noch, von ihr sprechend, glüht,
 Doch, ohne Gold und aus Geschmack, sie übet;
 Und, glücklich oder nicht, die Welt
 Für kein Elysium, für keine Hölle hält;
 Nie so verderbt, als sie der Sittenrichter
 Von seinem Thron — im sechsten Stockwerk — sieht,
 So lustig nie, als jugendliche Dichter
 Sie malen, wenn ihr Hirn von Wein und Phyllis glüht.

Die beste Lehrerin dieser Philosophie soll die Liebe sein. Im Wortlaut trifft Wieland hier wiederum zusammen mit einem Philosophen, der sonst durchaus als sein Gegenfüßler zu betrachten ist, mit Plato. In jener herrlichsten aller platonischen Schriften, im „Gastmahl,“ wird ebenfalls der Gros gefeiert, der von der Liebe zu schönen Körpern durch eine Stufenfolge von Bergeistigungen hinaufführt zur Liebe der Idee, des ewig und an und für sich Schönen. Es ist aber eben nichts als ein Zusammentreffen im Wort. Wieland kommt niemals los von der Auffassung der Liebe als eines vorwiegend sinnlichen Triebes, einer Hingebung an weibliche Reize. Fremd ist ihm auch die Liebe in jenem edlern Sinne, wie sie besonders tief vom deutschen Gemüte empfunden wird, als mystische Vereinigung des Sinnlichen mit dem Geistigen in uns. Fremd ist seinem Herzen jenes ahnungsvolle Gefühl, wodurch Faust gedrängt wird, in dem Augenblick reinsten Liebesbeseeligung sein tiefstes religiöses Empfinden und Anschauen der Geliebten zu enthüllen. Wo Wielands Phantasie sich gedrungen fühlt, die Wirkung weiblicher Reize zu schildern, da bewegt sie sich stets unter Feen, Nymphen und Haremsbewohnerinnen, lauter seelenlosen Wesen. Die Schönheiten der Oberfläche werden schon von dem Neunzehnjährigen mit einer Virtuosität analysirt, welche den vollgiltigen Beweis dafür liefert, daß sein Auge, wenigstens sein dichterisches, eben nur für die Oberfläche geschaffen war.

Um eine Anknüpfung an die metaphysische Welt der ewigen und unendlichen

Zwecke zeigte sich Wieland ohnedies sehr wenig bekümmert. Der Himmel, dachte er, mag wohl ursprünglich uns zu Heiligen bestimmt haben, aber ausführbar ist die Sache auf dieser Erde und unter den Bedingungen dieses Erdenlebens nicht; vielleicht einmal künftig auf einem andern Stern unter Verhältnissen, die dem Spiritualismus günstiger sind. Wie es sich immer mit der metaphysischen Natur und Bestimmung des Geistes verhalten möge, hier auf Erden lehrt die Erfahrung, daß der Geist, wenn er sich vermiszt, allen Rechten des Fleisches Hohn zu sprechen, nur sich selbst schmählische Niederlagen bereitet; daß der spiritualistische Fanatismus meist auf Selbstbetrug und Heuchelei beruht; daß er, auch wo er aus aufrichtiger Gesinnung hervorgeht, den ruhigen und allseitigen Lebensgenuß, sowie das gegenseitige Wohlwollen stört, worin gute und verständige Menschen den wünschenswerten Zustand erblicken müssen.

Der Geist, an und für sich betrachtet, konnte kein störendes Prinzip sein in einer vernünftigen Weltordnung, aber wohl die einseitige Betonung seiner Ansprüche, die überhitzte Schwärmerei, welche verkannte, daß in der vollkommensten der möglichen Welten Sinnengenuß und Seelenfrieden sich gatten, wenn nur Leib und Seele in ihren gegenseitigen Ansprüchen vernünftig Maß halten. Der Mensch ist kein körperloses Wesen, folglich muß derjenige, der von dem Grundsatz ausgeht: *Nihil humani a me alienum*, vor allem das Körperliche als ein wahrhaft Menschliches anerkennen. Für die Seele war in den bisherigen Moralthorien, namentlich den theologischen, überreichlich gesorgt; Wieland hielt sich für berufen, auch dem bisher verkürzten Teile zu seinem Rechte zu verhelfen. Diese Aufgabe war grundsätzlich berechtigt und für den weiteren Fortgang der Geistesentwicklung unsers Volkes notwendig. Als Durchgangspunkt zum Humanitätsideal ist Wieland und seine Thätigkeit nicht zu entbehren, wie es auch immer um den künstlerischen Wert seiner poetischen Erzeugnisse, den dauernden Wahrheitsgehalt seiner Welt- und Lebensbetrachtungen stehen möge.

Aus den Äußerungen der zeitgenössischen Kritik geht hervor, daß Wieland schon mit den Schriften, die vor seiner Übersiedelung nach Norddeutschland im Jahre 1769 erschienen waren, sich nicht bloß Verehrer, sondern wahrhafte Anbeter erworben hatte. Man muß also damals in ihm etwas Neues, Eigenartiges, Hinreißendes gefunden haben, was wir Späteren jetzt nur noch durch kritische Vergleichung mit andern literarischen Erzeugnissen jener Zeit herausfinden können. Da ist zunächst und in erster Linie der Fortschritt in der Sprache hervorzuheben. Wie sehr Wieland mittels angeborenen Talentes sich in Wortgebrauch und Wortbildung über die Schranken der damaligen poetischen Darstellung — von der Klopstockschen allein abgesehen — erhob, erhellt sofort, wenn man einen Blick wirft auf eine der im Frühling 1752 von Wieland verfaßten „Erzählungen,“ etwa die für seine Art so bezeichnende von Zemin und Gulindy. Auch der anspruchsvollste moderne Leser wird nirgends durch Unzulänglichkeit, Steifheit oder Plumpheit des Ausdrucks gestört werden.

In den zu Berlin im Jahre 1755 erschienenen „Briefen über den izigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland“ wird aber Wieland um des Gebrauchs gewisser Worte willen getadelt. Unter den Ausdrücken, welche dem Kritiker Anstoß erregen, befinden sich: zärtlich, lächelnd, Mädchen, Entzückung u. s. w. Mit dem Worte fehlt aber auch die Sache, die dadurch bezeichnete Vorstellung oder Empfindung; wenigstens als bewußte ist sie ohne das Wort nicht vorhanden. Die damalige Kritik wollte also dem zärtlichen und lächelnden Mädchen sogar in der Poesie die Existenz verbieten, wollte das Entzücken nicht als eine Seelenregung des deutschen Volkes gelten lassen! Da war es höchste Zeit, daß ein Wieland kam. Eine Äußerung der Klopfschen „Bibliothek der schönen Wissenschaften“ beweist, daß jener Kritiker, welcher vor der Entzückung zurückscheute, in seinem Anspruch auf Nüchternheit und Platitude des Stils wohl noch hinter den Durchschnittslesern jener Zeit zurückgeblieben sein dürfte. Es wird nämlich dort für die Wielandschen Erzählungen wegen ihres „epischen Tones“ bedacht-same Aufmerksamkeit verlangt, Gedankengang und Flug der Phantasie schien für manchen schon zu schwierig und zu hoch, während der heutige Leser die Lektüre selbst für das halbwache Denken einer Sommerfiesta eher zu leicht finden möchte.

Wenn Genie, nach Goethe, diejenige Fähigkeit ist, welche Gesetz und Regel feststellt, so darf Wieland die Genialität der sprachlichen Darstellung nicht abgesprochen werden, wenigstens nicht für die Poesie. Die schalkhaft muntere Laune, die gefällige Bonhommie, die gutmütig ironische Heiterkeit der Erzählung, gepaart mit einer geistvoll behaglichen Lebhaftigkeit, haben für die deutsche Dichtung einen neuen Ton und eine neue Gattung geschaffen. „Ganz ohne Frage — sagt Goethe in Wahrheit und Dichtung — besaß Wieland unter allen das schönste Naturell. Er hatte sich früh in jenen ideellen Regionen ausgebildet, wo die Jugend so gern verweilt; da ihm aber diese durch das, was man Erfahrung nennt, durch Begegnisse an Welt und Weibern verleidet wurde, so warf er sich auf die Seite des Wirklichen, und gefiel sich und andern im Widerstreit beider Welten, wo sich zwischen Scherz und Ernst, im leichten Gefecht, sein Talent am allerschönsten zeigte. Wie manche seiner glänzendsten Produktionen fallen in die Zeit meiner akademischen Jahre! Musarion wirkte am meisten auf mich, und ich kann mich noch des Ortes und der Stelle erinnern, wo ich den ersten Aushängebogen zu Gesicht bekam, welchen mir Dezer mittheilte. Übrigens gab man diesen Werken sehr gern einen heitern Widerwillen gegen erhöhte Gefinnungen zu, welche, bei leicht verfehlter Anwendung aufs Leben, öfters der Schwärmerei verdächtig werden.“ Gerade in der Leipziger Zeit mußte Goethe am empfänglichsten sein für Einwirkungen Wielands, und aus der angeführten Äußerung geht hervor, daß er sich wohl bewußt war, wie viel er dem in manchem Betracht ihm wahlverwandten Vorgänger verdankte. Welchen Eindruck die Erzeugnisse der Wielandschen Muse in den Kreisen gebildeter Weltleute hervorbrachten, wird in aller Kürze durch

eine Briefstelle Wielands an Götner bezeichnet: „Die komischen Erzählungen haben sogar meinen alten ehrwürdigen Protektor, den Grafen von Stadion, von seinem hergebrachten Vorurteile wider die teutsche Poesie bekehrt; er wunderte sich gar sehr, daß man das alles in teutscher Sprache sagen könne, denn bisher kannte er die teutsche Sprache nur aus Alten, Urkunden und Ministerialabschriften.“ Ungefähr in demselben Falle befand sich der Held des Jahrhunderts, Friedrich der Große; freilich war der Mann, den die sieben Jahre zum frühen Greise gemacht hatten, nicht mehr aufgelegt, sich an Scherzen zu ergehen über die schwachen Augenblicke von Göttinnen, Nymphen und gewöhnlichen Evasstöchern.

Mürrische Kritiker haben ein geringes Verdienst darin finden wollen, daß es Wieland gelang, Leserkreise zu erobern, die bis dahin nur französischen Büchern zugänglich waren. So kann im Ernste niemand urteilen, der die Zeit kennt. Wenn die höheren Schichten der deutschen Gesellschaft im vorigen Jahrhundert Kenntnis französischer Sprache und Literatur zum Merkmal ihrer Bildung machten, so mag wohl bisweilen modische Übertreibung und blindes Vorurteil mit untergelaufen sein, im großen und ganzen war dieses Verhalten lange Zeit gerechtfertigt durch den Zustand der nationalen Geistesbildung. Konnte man einem denkenden Manne von Geschmack zumuten, seinen Montesquieu oder Voltaire beiseite liegen zu lassen und sich aus Patriotismus mit Cramer, dem deutschen Pindar, Uz, dem deutschen Horaz, und Gleim, dem modernen Anakreon, zu vergnügen oder die Prosa Gottscheds und Bodmers für einen ästhetischen Lederbissen zu halten? Sobald die deutsche Literatur anfang, dem Geistesbedürfnis der höheren Gesellschaftsklassen wirklich etwas Genießbares zu bieten, hat es auch an Liebhabern dafür nicht gefehlt. Und Wieland bot in reichem Maße, was bisher fast überall den deutschen Schriftstellern gemangelt hatte, eine elegante und geistvolle Darstellung. Wenn die Leichtfertigkeit bisweilen ein bischen in Leichtfertigkeit ausartete, wo ist die geschichtlich wirksame Persönlichkeit, an welcher die moralische Regel nicht etwas auszusagen hätte? Mag aber nicht bloß die Moral, sondern auch die Ästhetik noch so viel gegen Wieland von einem absoluten Standpunkte aus einzuwenden haben, die Wertschätzung seines geschichtlichen Verdienstes unterliegt überhaupt einem andern Maßstabe. Hier handelt es sich um die Frage: Hat er die geistige Entwicklung seines Volkes gefördert? Ist diese Förderung eine überwiegend heilsame gewesen?

Ebenso wenig wie heutzutage irgendeine Universität in der Abfassung des „Agathon“ einen Anspruch auf die Stelle eines ersten Professors der Philosophie erblicken würde, oder so wenig wie ein fürstliches oder sonstiges vornehmes Haus zum Erzieher noch einen Dichter wählen dürfte, der eben den „Ibris“ herausgegeben hat, ebenso wenig können Wielands „Grazien“ oder „Musarion“ für geeignet gelten, zu unsrer Zeit für eine Volksbibliothek empfohlen zu werden. Es ist ohne alle Frage zweckmäßiger, Teilnahme des Herzens und Geistes von-

seiten unsers Volkes, namentlich der Jugend desselben, für den Liebesbund Hermanns und Dorotheens in Anspruch zu nehmen, als für schadenfrohe Schilderungen strauchelnder oder im Kampf gegen sinnliches Gelüsten ermattender Tugend. Daß jeder geschlechtlichen Liebe ein sinnliches Element beigemischt sei und daß dieses bis zu einem gewissen Grade seine Berechtigung habe, ist für unsre Zeit eine unbestrittene Wahrheit, und keinem Menschen fällt es ein, eine besondere poetische Lizenz für sich in Anspruch zu nehmen, um demgemäß zu sprechen oder zu handeln. Wenn aber eine von der Autorität der Kirchen gestützte einseitig spiritualistische Moral jeden sinnlichen Trieb verfehnte, ohne ihn deshalb unterdrücken zu können; wenn die Literatur und feinere Geistesbildung, soweit sie national war, sich von der natürlichen Behandlung des Sinnlichen, als von einem verfehnten Gegenstande, spröde zurückhielt und dies ganze Gebiet der Rohheit und dem Schmutz der Unbildung überließ, so lag die Sache ganz anders. Unter solchen Umständen war eine Wiedereinsetzung der Sinnlichkeit, wie Wieland sie vertrat, ein Eintreten für Wahrheit gegen Heuchelei, für Natur gegen falschen Anstand, für harmonische Bildung gegenüber von Pöbelschmutz auf der einen und von spiritualistischer Verkümmern unsers Wesens auf der andern Seite. Einem gesund sich entwickelnden und allseitiger Entfaltung seiner Kräfte zustrebenden Volke konnte eine solche Einwirkung nur heilsam und förderlich sein. Und daß Wielands Einfluß nicht erschlaffend und ermattend, sondern wesentlich befreiend gewirkt hat, dafür haben wir den besten Beweis in der Thatsache, daß dieser Einfluß schließlich abgelöst wurde von jenen plötzlich auf die Nation einstürmenden „Kraftgenies,“ jenen Stürmern und Drängern, denen es vor allem darum zu thun war, wie Schubart zu sagen pflegte, als „ganze Kerle“ zu gelten. Ganz ein Mensch zu sein und den ganzen Menschen zur Geltung zu bringen, das trieb und drängte damals erst dunkler und dann mit immer klarerem Bewußtsein. Wieland hatte vor sich eine geschichtliche Aufgabe, deren Lösung ihn den Bahnbrechern der Humanität zugesellt. Wie ein Göttersohn, schreitet zu Anfang der siebziger Jahre Wolfgang Goethe ins deutsche Leben hinein, frei, unbefangen, heidnisch, gar nicht im Zweifel darüber, daß von allen Genüssen, welche das Leben bot, jeder ihm zu eigen gehöre, der nicht die Harmonie seines Gemüthes und die Harmonie seiner Bildung störte. „Musarion wirkte am meisten auf mich,“ erzählt er selbst aus seiner Leipziger Studienzeit. Der Mensch und sein Leben ein harmonisches Kunstwerk, das war das Ideal, womit Goethe eine Periode unsrer nationalen Bildungsgeschichte zur Vollendung brachte und abschloß. In Anlehnung an ein fremdes, aber doch unserm nationalen Wesen verwandtes Vorbild hatte Wieland schon im Jahre 1758 in einem Briefe an seinen Freund Zimmermann für sich ein ähnliches Ideal entworfen, indem er schreibt: „Ich liebe alle Arten von Vollkommenheiten in jedem Grade, ich achte alle Talente, alle Verdienste, alle Künste: ich liebe die menschliche Natur und verachte keinen Menschen

in dem Grade, daß ich seinem Guten nicht Gerechtigkeit sollte widerfahren lassen. Mein Absehen ist auf den Charakter eines Virtuoso gerichtet, den Shaftesbury in seinen Schriften so bewundernswürdig gezeichnet hat. Noch bin ich weit davon entfernt, aber mein Absehen ist doch darauf gerichtet."

Um dieses Ideal zu einer solchen Vollendung zu bringen, daß die Nation und die Zeit darin das klassische Musterbild ihres Denkens und Strebens hätte erblicken können, dazu fehlte Wieland die Goethische Universalität des Gemüts und die schöpferische Kraft des Dichters. Mit Erfindungsgabe, Gestaltungskraft, namentlich Plastik der Phantasie, war Wieland nur dürftig ausgestattet. Hätte er indessen auch ein reicheres Maß dieser Eigenschaften besessen, so hätte die kulturgeschichtliche Aufgabe, die ihm gestellt war, ihn um den Ruhm eines Dichters im vollen Sinne des Wortes bringen müssen. „Er gefiel sich im Widerstreit beider Welten,“ der Welt des Geistes und der Welt der Sinnlichkeit, sagt Goethe. Was sein Gemüt am stärksten reizte, war das Vergnügen, in tausend Wendungen Recht und Macht der Sinnlichkeit gegenüber von übertriebenen, schwärmerischen oder heuchlerischen Ansprüchen des Geistes zur Geltung zu bringen. Der wahre Dichter aber schafft aus vollem, harmonischem Gemüt heraus, in welchem Geist und Sinnlichkeit ihren Einklang gefunden haben. Und wie kann Poesie bestehen ohne Begeisterung! Das „Glücken“ aber blieb für Wieland stets etwas Verdächtiges als Ansatz zur Schwärmerei, aus welcher gar zu leicht die für epikureische Lebensweisheit unverzeihlichsten Sünden: Mystik und Fanatismus, hervorgehen konnten.

Goethes großer Sinn erkannte auch im faustischen Drang und Überdrang das wahrhaft Menschliche und wußte mit seinem Nachempfinden den mystischen Gedankengängen der „schönen Seele“ gerecht zu werden. jene Freiheit des Geistes aber gegenüber dem Sinnlichen, welche erforderlich war, nicht nur um Mariannen und Philinen, sondern auch um Klärchen und Gretchen zu gestalten, verdankte er zum guten Teil dem geistvollen Dichter, der durch „Musarion“ auf ihn gewirkt hatte. Goethe selbst war der erste, der dies anerkannte; er war so reich, daß er bei keinem Dank zu erröten brauchte. Aber seit durch den großen Meister der sinnliche Genuß in die Harmonie des Lebens eingeführt ist, seit in seinen Werken die holdesten, süßesten, entzückendsten Gestalten, welche die Poesie irgendeiner Zeit oder Nation hervorgebracht hat, nicht mit lehrhafter Absichtlichkeit, sondern mit der vollen Unbefangenheit der Natur das Recht der Liebe zur Geltung bringen, seitdem sind die schalkhaften Erzählungen des Biberacher Stadtschreibers von Weiberschwachheit in Gräcien und Feenland altbacken und langweilig geworden. Und wenn auch nach Goethe die deutsche Dichtung es ab und zu zeitgemäß fand, das alte Thema vom Gelüsten des Fleisches wider den Geist wieder aufzunehmen, wie in Heinrich Heine, so redet der Sensualismus jetzt eine Sprache, so keck und unmittelbar gegenständlich, so modern in der Erfassung des Gegensatzes zwischen Diesseits und Jenseits, so entsprechend der

Grenzboten IV. 1887. 67

gründlicheren historischen und philosophischen Schulung unsrer Zeit, daß Wielands langatmige Tugendbetrachtungen altgriechischer Hetären nicht dagegen aufkommen können. Überhaupt macht diese ganze — in vergangner Zeit durch die Vorsicht gebotene — Einkleidung philosophischer Betrachtung in pseudo-griechisches Gewand Wielands Verse und Prosa, mit ganz geringen Ausnahmen, heutzutage ungenießbar. Von den fünfzig Bänden, die der philosophirende Dichter hinterlassen hat, haben weit mehr als vierzig nur für den literar-geschichtlichen Forscher Wert oder Reiz. Aber eben weil Wieland so ganz der Geschichte verfallen ist, darf und soll die Geschichte auch gegen ihn gerecht sein.



Eine Fahrt in den Orient.

Von Adam von Festeberg.

(Schluß.)



en nächsten Tag beschlossen wir, den Rest der Mauern zu Fuß zu besichtigen. Noch waren die Herbstregen nicht gefallen, aber sie wurden täglich erwartet, und auch am heutigen Morgen war der Himmel mit schweren Wolken bedeckt. Da die Hamburger Seewarte und der Bossische Klinkerfues ihre meteorologische Herrschaft nicht bis hierher ausdehnen, so waren wir lediglich auf unsre eigne Wetterkunde angewiesen und waren der Meinung, daß auf schwere Wolken stets Regen folgen müsse. Deshalb hatten wir wenig Zutrauen zu unsrer Partie und beschlossen, sie zunächst mit dem Bazar zu beginnen, der mit seinen gedeckten Wölbungen den erforderlichen Schutz bot. Wir gingen ohne Führer, nur im Bazar nahmen wir uns einen, weil die mit achtzehntausend Magazine angefüllten Straßen desselben dem Fremden wie ein riesiges Labyrinth erscheinen. Es war an einem Dienstage, und der Tag also gut gewählt, da an drei Tagen der Woche immer ein Teil der Läden geschlossen ist am Freitag der türkische, am Sonnabend der jüdische und am Sonntag der christliche. Da sahen wir denn in großen Mengen die Schätze der beiden Welten aufgestapelt, alles, was die Kunst von den äußersten Gränzen des Ganges bis Europa in allen Zeiten hervorgebracht hat. Wir bedauerten, daß die Tage der orientalischen Märchen vorüber waren, in denen gütige Feen den Wünschen der Sterblichen entgegen kamen. Wie würden die Augen unsrer Schönen blitzen, wenn sie hier das kostbare Geschmeide, die farbenprächtigen Stoffe, die kunstvollen Stickereien und die bunten Teppiche sehen,